

Pfaffenroter Heimatbrief

Nr. 34 Pfingsten 1985



Herausgeber: Heimatverein Pfaffenrot-Marzell e. V., Konto 3205002 Raiffeisenbank Marzell
Redaktion: Dr. Herwig John, Silberstraße 5, 7501 Marzell-Pfaffenrot



Die alte Benzschmiede bis nach 1945

In eigener Sache

Der Heimatverein lädt ein zu seinen Veranstaltungen in diesem Jahr. Am Sonntag, den 9. Juni machen wir unseren **Jahresausflug** in die schöne Universitätsstadt Tübingen am Neckar und in das wohlerhaltene Kloster Bebenhausen. — Das **Waldfest** am Weinbrünnele soll am Sonntag, den 23. Juni stattfinden (Ausweichtermin ist eine Woche später). — Schließlich wollen wir das Jahresprogramm wieder mit einem **Museumsbesuch** am Buß- und Bettag abschließen. Diesmal werden wir ins Albgaumuseum in Ettlingen gehen, wo uns dessen Direktor Dr. Hafner führen wird.

Zu allen Veranstaltungen, also auch zum Ausflug und Museumsbesuch sind nicht nur die Mitglieder, sondern wie immer alle Mitbürgerinnen und Mitbürger herzlich willkommen. Es würde uns freuen, wenn sich auch die Jüngeren beteiligten. Im Mitteilungsblatt der Gemeinde werden die Termine jeweils noch einmal angekündigt.

Ergänzungen zum letzten Heimatbrief

Unter den Todesfällen ist bedauerlicherweise Herr Hermann Herzog nicht erwähnt worden, der im September vorigen Jahres gestorben ist.

Mancher wird verwundert den Beginn des Berichts des Landfrauenvereins auf S. 15 mehrmals gelesen haben, weil er ihm merkwürdig vorkam. Tatsächlich ist beim Umbruch des Heimatbriefs Nr. 33 leider die Zwischenüberschrift „Altes Backhaus wiederentdeckt“ verlorengegangen, die erst den richtigen Sinn ergibt.

Neuer Arzt in Pfaffenrot

Seit Anfang des Jahres hat Pfaffenrot wieder einen Arzt. Nach dem frühen Tod von Frau Dr. Alva Blumenschein-Knobl am 5. Februar 1984, der nur wenige Monate ärztlichen Wirkens in unserer Gemeinde vergönnt waren, ist Dr. Arno Riegsinger der zweite Arzt, der seine Praxis in Pfaffenrot führt. Bis vor wenigen Jahren wurden die Pfaffenroter ja von Dr. Rudi Ebner in Marxzell oder von Ärzten der Nachbarorte versorgt, denen ein Sprechstundenraum im Ort zur Verfügung stand. Mit seiner Praxiseröffnung im Lehrerhaus in der Karlsruher Straße, zu der Dr. Riegsinger am 2. März seine Verwandten, Freunde und Vertreter der Gemeinde eingeladen hatte, wurde — so hoffen wir — der Beginn langen und segensreichen Wirkens in Pfaffenrot und der gesamten Gemeinde Marxzell und damit ein wichtiges Datum in der Geschichte unseres Ortes gesetzt.

Anerkennung für gemeindepolitisches Engagement

Heinrich Leichtweis geehrt

In der Sitzung des Gemeinderats vom 14. Januar 1985 verlieh Bürgermeister Becker Herrn Heinrich Leichtweis die Ehrenmedaille des Gemeindetages Baden-Württemberg für besondere Verdienste um Bürger und Gemeinde. Damit fand Heinrich Leichtweis' kommunalpolitisches Engagement über 22 Jahre einen würdigen Abschluß. Schon Ende 1983 hatte er aus beruflichen Gründen seinen Sitz im Ortschaftsrat und damit seine Funktion als stellvertretender Ortsvorsteher in Pfaffenrot aufgegeben; für den neuen Gemeinderat hatte er nicht mehr kandidiert.

Heinrich Leichtweis, der 1953 zu den Gründern des CDU-Ortsverbandes gehört hatte und bis 1965 dessen Vorsitzender war, gelangte 1962 erstmals in den Gemeinderat von Pfaffenrot. 1967 bis 1971 gehörte er dem Kreistag an, und auch im Gemeinderat der Gesamtgemeinde Marxzell wirkte er bisher mit.

Als beim Steinhäusle noch ein Schlagbaum war

Erste Ansiedlung an der alten Landesgrenze

Wo sich auf der Albthalstraße in Richtung Herrenalb der erste helle Blick auf die Kurstadt auftut, liegt eine kleine Gruppe Häuser, von denen einige aufgrund ihrer Bauweise auf ein höheres Alter schließen lassen. Und gerade da, wo das Muttertal von Rotensol sich ins Albtal senkt, steht ein etwa zwei Meter hoher Obelisk, der alte Grenzstein zwischen Baden und Württemberg. Ihn begleiten eine Anzahl kleiner, wappengeschmückter niederer Grenzsteine, die Markierungen für die Nachbarorte Schielberg und Rotensol. Ein Wegkreuz trägt auf dem barocken Sockel das Wappen der Frauentaler Äbtissin Gertrud von Ichtrazheim. Die Lage der Siedlung und ihre Baudenkmäler weisen auf eine besondere Bedeutung hin: hier war die Grenzstation zum württembergischen Ausland.

Es ist zu vermuten, daß vor der Zeit der Errichtung dieser „Steinhäuser“ für den Zöllner eine Zollhütte an jenem Platz stand, und daß dieser erst nach dem Bau eines festen Gebäudes dort wohnen konnte. Die Niederlassung von Familien fällt

wohl in die Zeit der Salzburger Emigration, wie ein Blick auf die Geschichte des Schlotterhofs bei Schielberg zeigt. Balthasar Schloder, der Bruder des aus dem Tirolischen oder Salzburgischen eingewanderten Gründers des Schlotterhofs Anton Schloder, lebte um 1710 auf dem Steinhäusle, war frauenalbischer Untertan und zahlte Steuern an die Äbtissin. Vom klösterlichen Amtmann wird er als „Fremder“ bezeichnet und als Maurer in die Dienste des Frauenalber Konvents genommen. Mehr ist über die Anfangszeit des Steinhäusle nicht zu erfahren. Doch allein der Name bedeutet schon etwas. Damals baute man kaum Steinhäuser, weil genügend und billigeres Holz vorhanden war, um auch die größeren Bauten der Zeit zu errichten. So war der Bau eines Wohnhauses ganz aus rotem Sandstein, wie er in unserer Gegend gewonnen wird, etwas Besonderes, das man in der Benennung der Ansiedlung ausdrückte.

Ein Glasmacher Johann Schloder, der auf dem Mittelberg beim reichen Gaggenauer Schultheiß Anton Rindenschwender in Diensten stand, zog kurz vor dem Franzoseneinfall anno 1796 zu, kam bettelarm an, war fleißig und konnte sich emporarbeiten bis zum Tag vor der Rotensoler Schlacht, als die Franzosen ihn völlig ausplünderten, die Tochter schändeten und ihm das gesamte Vieh abnahmen, sogar alle Hühner und Enten.

Schon etwa 20 Jahre zuvor, 1775, hatte Mathias Schlee vom Kloster Frauenalb zwei Morgen Allmende auf „den Steinhäuslin“ in Erbpacht erhalten mit der Verpflichtung, auf dem leeren Platz ein Steinhaus zu erbauen, „wie es vor Jahren der Schloder that“. Nach dem Tod seiner verwitweten Schwiegertochter fiel das Anwesen 1799 vertragsgemäß an das Kloster zurück und wurde dem Klosterzimmermann Grupp überlassen. 1802 kaufte Josef Schlee das Anwesen, nachdem man es ihm bei der Auflösung des Klosters angeboten hatte. Von ihm erbte es sein Sohn, der 1911 starb.

In einer Streitsache wird aus dem Jahre 1840 berichtet, daß die Schloder und die Schlee vor mehr als 60 Jahren zwei „öde Plätze am sogenannten Zollstock im Muttertal“ vom Kloster erhalten und daß sie den Befehl, zu „roden und urbar (zu) machen, sowie ein Steinhäusle zu errichten“, getreu befolgt hätten. Nun sei das Kloster nicht mehr und sie verlangten das ehemalige Klostereigentum, das keines gewest sei, als ihriges zurück.

Bereits 1806 hatte das Rastatter Hofgericht den Erblehensverband aufgehoben, weil das Kloster nicht mehr existiere. Der Besitz sei jetzt Staatseigentum und die Bewohner des Steinhäusle seien als nunmehr badische Untertanen in den Bürgerverband Schielberg aufzunehmen und dort ihnen jeglicher Bürgereignuß zu gewähren. Letzteres aber war dem damaligen Schielberger Schultheißen gar nicht genehm.

Ausschnitt aus einer Karte des herzoglich württembergischen Herrenalber Klosterbezirks aus dem Jahre 1776. Rechts befindet sich das Kloster, albabwärts ist die Kullenmühle eingezeichnet, und an der Grenze zum frauenalbischen Gebiet ist zwischen der Straße und der Alb an der Mündung des „Mutter-Thals“ das „Stein-Haeuslein“ zu sehen, das aus drei Gebäuden besteht. Kloster Frauenalb ist schematisch angedeutet, denn nur der Herrenalber Bezirk ist kartographisch genau ausgeführt. In der kolorierten, handgezeichneten Karte sind die Symbole für den Wald noch sehr naturalistisch dargestellt, Norden ist nicht oben, sondern links.

Generallandesarchiv H/Herrenalb Nr. 2

Unruhige Zeiten und illegaler Grenzverkehr

Die Schlacht von Rotensol-Neusatz und Schielberg, die zwischen Österreichern und Franzosen im Juli 1796 geschlagen wurde, hatte in unserer Gegend weit mehr Spuren hinterlassen als der Zusammenbruch im Jahre 1945. „Hier ist alles durcheinander gekommen und keiner will sich mehr in die Ordnung fügen“, berichtete vier Jahre später noch der Herrenalber Klosteramtmann. Um das Volk wieder in „gehörige Raison zu bringen“, erließ Herzog Friedrich von Württemberg 1798 Notgesetze, und er griff mit harter Hand durch. Aus dem Frauenalbischen fehlen entsprechende Zeugnisse, so sollen die Verhältnisse im benachbarten Herzogtum Württemberg geschildert werden:

Der Krieg zwischen Österreich und Frankreich, der mit der Schlacht bei Rotensol zu Ende ging, hatte dazu geführt, daß die gute deutsche Münze in wertloses französisches Geld umgewechselt wurde, das niemand gerne in Zahlung nahm. Man machte aber den Leuten vor, daß es wertbeständiger sei als das deutsche Geld.

Der Herzog faßte den Gedanken, Notenscheine in Umlauf zu setzen und Papiergeld drucken zu lassen. Aus diesem Grunde brauchte er Papier und Lumpen als Rohstoffe für seine Papiermühlen.

So verbot er seinen Dörfern im Herrenalber Klostergebiet jegliche Ausfuhr von Papier und Lumpen in die Ettlinger Papiermühle. Denn nebenbei mangelte es ihm auch an Schreibpapier.

Die bisher in den herrenalbischen Klosterdörfern angetroffenen Lumpensammler wurden polizeilich überwacht, damit sie das Sammelgut nicht über die Grenze schafften. Die wilden Händler wurden kassiert und das Düngen der Felder mit Lumpen wurde mit 4 Wochen „Zuchthäusl“ (Ortsarrest) belegt.

In den Dörfern wurde bekannt gegeben, daß die Lumpen nur noch in die Neuenbürger Papiermühle geschafft werden dürften.

Der Bernbacher Sieb und der Loffenauer Kyrie waren die amtlich verpflichteten Lumpensammler, die mit Polizeigewalt ausgestattet waren. Sie überwachten den Handel mit Unschlitt, Vieh, Butter, Schmalz, Eiern, Geflügel, Wildbret und Korn nach dem „Ausland“, das ja am Steinhäusle anfang.

Das herzogliche Rundschreiben von 1798 besagt:

„Viele meiner Untertanen haben sich angewöhnt, statt ehrlich zu schaffen, aus gewohnter Faulheit verbotenen Handel zu treiben, und haben so die Not und die Teuerung im Land auf ihr Gewissen geladen. Auch sind sie in Sünden und Laster geraten. Besonders muß ihnen der Schleichhandel mit Tuwak (=Tabak) verboten werden und auch die Verhandlungen dazu überwacht werden.

Der Tuwak ist in herzoglicher Regie, wer damit Schmuggel oder Tauschhandel treibt, der wird bestraft.

Die unaufmerksamen Schultheißen, Ober- und Unterzöllner — so welche am Steinhäusl sitzen — kommen in den Turm (=Gefängnis) nach Ludwigsburg, wenn sie ihre Augen nicht offen halten wollen und ihnen der Tuwak gar zu begehrlig in die Nase sticht . . .“

Falsche Briefträger, Strolche, Vaganten, Brandsteuersammler, herrenloses Gesindel und im Land hängen gebliebene und mit schlechten Weibern herum-schwirrende Soldaten nehmen in einem erschreckenden Maße zu, daß die wirklichen Armen im Ort zu kurz kommen.

„Die Schultheißen an der Grenze, vornehmlich die zu Rotensol, Neusatz, Bernbach und Herrenalb, welche diese meine Verordnung gegen das Gesindel im Kasten ruhen lassen, ohne sie von Zeit zu Zeit ans Tageslicht zu bringen, verfallen der herzoglichen Ungnade. Wer an dem Steinhäusle über die badische Grenze schleichen will und keinen gültigen Paß besitzt, kommt nach Ludwigsburg, desgleichen auch der, welcher im Lande ertappt wird, ohne daß er Ausweispa-piere mit sich trägt. Diese müssen jedoch das herzogliche Siegel tragen, andern-wegs sie als falsch und nachgeahmt gelten.

Wer aber von draußen her aus dem Frauentalbischen über die Grenze will, der muß abgewiesen und zurückgeschickt werden. Wenn es nicht im Frieden geht, so gebrauche der Zoller seine Waffen. Wenn das eigene Gesindel, das wie lästiges Unkraut zu wuchern aufs Neue anfängt, ausgerottet ist, mag es an der Grenze ruhiger werden. Kommt einer aber dennoch herein, wie dies bei Frauentalb ge-schieht, so sollen ihn die Herrenalber bei Wasser und Brot drei Tage aufheben und ihn in der Fron bei Wegbau beschäftigen, bis ihm die Grenzgängeridee ver-loren gegangen ist. Wenn es Männer sind, welche unter 35 Jahre sind und min-destens 5 Schuh und 11 Zoll messen, werden sie dem nächsten Werbekomman-do zugeschoben, auch wenn es Badische sind.

Eine weitere Strafe ist die Leibeszucht, die der Loffenauer Farrenwärter mit gan-zer Manneskraft durchzuführen den herzoglichen Befehl hat.

Wer ein drittes Mal beim Grenzübertritt erwischt wird, erduldet unweigerlich und ohne Erbarmen die Todesstrafe.“

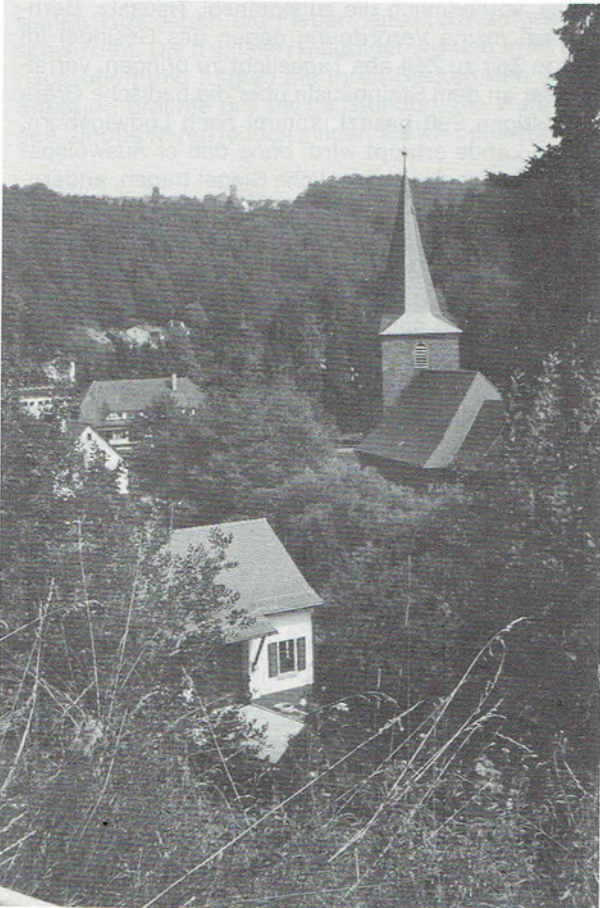
Soweit die Verordnung des württembergischen Herzogs, mit der geordnete Ver-hältnisse auch an der Grenze am Steinhäusle erzielt werden sollten.

Quellen: BNN, H. Langenbach, Dorfchronik Schielberg

G. Dobiasch

Ministrantenvölkchen

Wenn man auf den Wandel seiner Geburtsgemeinde schaut, so zeigt sich im Lauf von Jahrzehnten manche Veränderung. Dies gilt sicherlich in ausgeprägtem Maß für unser bald zu Ende gehendes zwanzigstes Jahrhundert. Meine Erinnerungen an die Ministranten reichen zurück bis 1918, als ich zur Schule kam. Das Wort Ministranten gab es damals in Pfaffenrot nicht. Das waren die Meßdiener oder in Pfaffenroter Deutsch: die Meßdeener. Es waren ihrer sechs Volksschulbuben. Ein-nige Eigenschaften sprach man ihnen zu: sie waren so brav als Diener am Altar, zugleich den Blicken der ganzen Gemeinde in der Kirche ausgesetzt. Sie mußten Frühaufsteher sein und verlässlich. Die Werktagsgottesdienste in Marxzell don-nerstags und samstags waren im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr. Diens-tags begann die Hl. Messe in der Wendelinskapelle in Pfaffenrot 1/4 Stunde spä-ter. Der Sonntagsgottesdienst war in Marxzell um 9.30 Uhr. Eine Frühmesse au-ßerdem gab es erst späterhin, als wohl 1936 ein Kaplan dem in Burbach residie-renden Pfarrer zur Verfügung stand.



*Blick über Marxzell
mit der Markus-Kirche
hinauf nach Pfaffenrot.
Foto: H. John*

Es war im Jahre 1920, ich war gerade in die dritte Volksschulklasse gekommen, als mich Pfarrer Kraft fragte, ob ich Meßdiener werden wolle. Mein Herz klopfte und meine Augen leuchteten; als ich ein etwas schüchternes „ja gern“ stammelte. Ich wurde einem der Älteren zugeteilt und bekam die lateinischen Meßgebete, um auswendig zu lernen, was ein Ministrant wissen mußte oder wenigstens sollte. Da waren schon einige schwierigere Verse zu lernen. Wenn man den Buben im Gottesdienst zuhörte, so klang nicht alles sehr klassisch lateinisch; manches war mehr gemurmelt, besonders das „Suscipiat..“ nach der Opferung. Umso deutlicher und lauter klangen die kurzen Antworten wie „Et cum spiritu tuo“ oder „Habemus ad dominum“.

Bei einigen hat es immer gehapert mit den Meßgebeten. Da half es auch nicht viel, daß man abgehört wurde.

Das Kirchenjahr zog sich in verschiedenen Farben dahin, die sich am Meßgewand des Priesters zeigten. Da war mit seinem Beginn im Advent das Violett wie auch in der ernsten Fastenzeit, das Weiß der Feiertage, das Rot der Märtyrer-

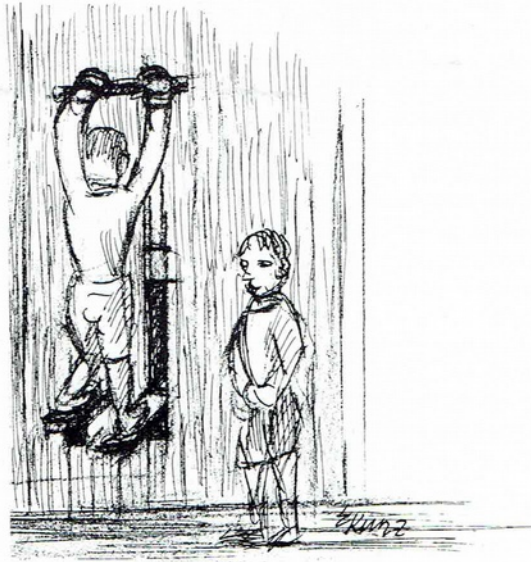
feste, Weiß auch am Weißen Sonntag und an den Sonntagen nach Ostern, Grün die Zeit nach Pfingsten, die ihre Sonntage zählte bis zu Ende des Kirchenjahres. Schwarz als Farbe der Trauer waren der Allerseelentag, jedes Seelenamt, die Friedhofprozession am Allerheiligen-Nachmittag in Marzell und am Allerseelentag auf dem Pfaffenroter Friedhof. Es gab im Laufe eines Kirchenjahres auch Besonderheiten wie das Holen der Weihnachtsbäume. Meist mit einem großen Zugschlitten wurden sie den Hirschweg herunter gezogen, flotter, wenn es schon Schnee hatte. Die feierlichen Ämter verlangten neben den Dienern am Altar zwei mit Weihrauchfaß und Schiffchen. Das Abholen der Erstkommunionkinder am Weißen Sonntag bedeutete eine besondere Feierlichkeit. Ein ganz großes Ereignis war auch die Fronleichnamsprozession. Sie fand für die Pfaffenroter bis zur Fertigstellung der neuen St.-Josefs-Kirche in Marzell statt. Das Schmücken der vier Altäre und die Blumenteppeiche wurden von vielen mit besonderer Hingabe besorgt, wobei die Meßdiener weniger beteiligt waren. Umso feierlicher gingen sie vor dem Priester, der unter dem Himmel, den vier würdige Männer trugen, die Monstranz hielt; drei gingen an der Spitze dieser Prozession mit Kreuz und zwei Fahnen. Musik und Kirchenchor erhöhten die Feierlichkeit. Jedes Frühjahr oder im Frühsommer war auch die Flurprozession durch Pfaffenroter Feldwege. Ein Hauptereignis aber war die Wallfahrt nach Moosbronn, auch hier mit dem Kreuz an der Spitze und den beiden Fahnenträgern. Wenn etwas mehr Wind aufkam, war das Tragen der Fahnen eine Leistungsanforderung, der die Schwächlichsten nicht immer gewachsen waren.



Besondere Tage waren die Kartage mit vermehrten Andachtsstunden. Sie waren auch die Tage, da Kerzenleuchter, Weihrauchfaß und Schiffchen ihrem ursprünglichen Glanz zugeführt wurden. Die Glocken schwiegen an diesen Tagen. Dafür gingen wir, doch nicht nur die Meßdiener, mit Lärminstrumenten durch die Ortsstraßen, um die Gläubigen zum Beten des „Englischen Grußes“ aufzufordern.

Der Meßdiener brachte es mit sich, daß meistens zwei zum Läuten der Glocke eingesetzt waren. Manchmal wurden wir auch als Ersatz für den Blasebalgtreter an die Orgel beordert. Das kam meistens bei Seelenämtern vor. Herr Vogt, der langjährige Meßner, war dann nicht selten der Organist. Eines Morgens waren wir zu viert oder fünft — auch Nicht-Meßdiener dabei — beim Blasebalg. Einer stellte fest, daß die Tür zum Turm nicht verschlossen war und in einem Raum des Turmes eine Menge Fledermäuse hing. Wir waren von allen guten Geistern verlassen, gingen alle hinauf, die Orgel wurde von der Luft verlassen und schwieg nach einem ächzenden und abschwellenden Laut. Einer von uns warf

seinen Hut gegen die Fledermäuse, die aufgestöbert durch den Kirchenraum schwirrten. Die frommen Gläubiger wurden in ihrer Frömmigkeit gestört, stierten nach oben und folgten mit ihren Blicken den schwirrenden Fledermäusen. Die Situation brachte uns bange Stunden. Sie wurde auch Tagesgespräch. Die Folgen für uns waren jedoch milder, als wir befürchtet hatten.



Pfarrer Fellhauer, der nach Pfarrer Kraft Mitte der zwanziger Jahre kam, war früh motorisiert. Zunächst war es ein Dreirad-Wagen der Marke Matthis. Wenn man mal von Marxzell nach Pfaffenrot mitfahren durfte, war es nicht gesagt, daß man vor den Fußgängern oben war. Der Wagen blieb stehen, die Zündkerzen waren verrußt. Man durfte sie putzen. Die Hände genügend zu reinigen, war vor Beginn des Unterrichts kaum möglich, so daß man sie tunlichst vor dem Lehrer versteckt hielt.

Mit den Jahren wurde manches moderner, auch die Gewänder der Meßdiener. Ihre Zahl wurde vergrößert, eine Entwicklung, die dann unter dem nachfolgenden Pfarrer Hall weitergeführt wurde, besonders nachdem in seiner Regie die schöne St.-Josefs-Kirche aus Sandstein in Pfaffenrot erbaut worden war. In der Zwischenzeit haben sich nach dem 2. Vatikanischen Konzil weitere Reformen ergeben. Die Meßdiener brauchen nicht mehr die Antworten in Latein zu erlernen; die Gläubigen in der Kirche antworten dem Priester am Altar in der Muttersprache. Es gibt nun auch seit Jahren Meßdienerinnen. Aber zwei Frauen haben in Marxzell und Pfaffenrot im liturgischen Dienst lange vorher aufopfernd mitgeholfen: Frau Anni Vogt als Mesnerin in Marxzell und Frau Veronika Benz geb. Schneider in Pfaffenrot. Die beiden dankend hier zu erwähnen, ist angebracht.

Dr. A. Kunz

Erinnerung an Pater Benz

Sein Todestag in Indien jährte sich am 18. 11. 1984 zum ersten Mal. Am 14. August 1924 erhielt ich von ihm die erste Lateinstunde. Im Sommer 1929 besuchten wir in Achkarren am Kaiserstuhl Pfarrer Kraft, nahmen anschließend am Katholikentag in Freiburg teil und machten uns danach zu einer viertägigen Wanderung im südlichen Hochschwarzwald auf. Der Dritte im Bunde war mein Namensvetter aus Burbach, der wie Franz Benz damals Theologiestudent in Freiburg war. Seine Verwandtschaft zum Auto-Erfinder Carl Benz brachte es mit sich, daß die Witwe des Auto-Erfinders auch bei der Primizfeier 1935 dabei war. Sie erzählte gerne von den Versuchen und den Versuchsfahrten und verwies auf einige Bilder in der Carl-Benz-Stube in der Marxzeller Mühle.

Daß der Tag auch in Indien nur 24 Stunden hat, bedauerte Pater Benz in einem Brief von 1959. Die armen Leute kamen mit ihren tausend Nöten zu ihm, so daß er als Arzt, Advokat, Bankfinanzier und Richter in Ehestreitigkeiten in Anspruch genommen wurde. Zu helfen, daß die Leute wenigstens zum Teil etwas hatten, den Magen zu füllen, war wichtiger als alles andere. Im Sommer 1969 besuchte er mich und weilte acht Tage in meinem Haus. Er kannte Straßburg nicht, also fuhren wir dorthin, wo es neben den Sehenswürdigkeiten auch ein Mittagessen im „Kammerzell“ gab. Auch das Konvikt in Rastatt und das humanistische Gymnasium, in dem jeder von uns sieben Jahre verbracht hatte, besuchten wir. Seine aufgelockerte Stimmung verschönte die gemeinsamen Tage. Vom Kloster Bronnbach im Taubertal aus schrieb er danach: „Bitte, vergeßt mich nicht, den alten Zigeuner. Aber o wie herrlich, o wie schön, der Zigeunerwagen bleibt niemals stehen..“.

Sein Leben und Wirken, das Dr. John im Pfaffenroter Heimatbrief Nr. 32 Pfingsten 1984 beschrieb, zeichnet diesen mit dem Hl. Franziskus von Assisi verglichenen Landsmann. Seine Bescheidenheit in persönlichen Dingen, seine Einfachheit und Armut gepaart mit der Sorge und Aufopferung für die Armen, seine große innere Kraft und Ausgeglichenheit hatten ihre Quellen im Religiösen und weisen hin auf die wahren und ewigen Werte des Menschen. Sein Wirken führt zu den Seligpreisungen in der Bergpredigt.

Dr. A. Kunz

Aus dem Bildarchiv

Pfaffenroter Brautpaar Anno 1927

Die Fotografie zeigt Florian Becht, der nach dem Namen seines Hauses auch „Mohrenflor“ genannt wurde und im September vorigen Jahres 85jährig gestorben ist, mit seiner Frau Franziska geb. Becht (1900-1968). Was das Bild über seinen Erinnerungswert für die Angehörigen hinaus allgemein interessant macht, ist die festliche Kleidung der Brautleute, insbesondere der Braut. Denn im Gegensatz zur heutigen Sitte trägt sie kein weißes Brautkleid, sondern ein schwarzes Kleid und einen weißen Schleier, der mit einem Myrtenkranz auf dem Kopf befestigt ist. In den Brautschleier wurden dann häufig später die Kinder bei der Taufe gehüllt.

Mit schwarzem Kleid und weißem Schleier gingen die Pfaffenroter Bräute bis zum zweiten Weltkrieg zur Trauung. Frau Karoline Glaser kann sich an das Erscheinen des ersten weißen Brautkleides in Pfaffenrot genau erinnern: es war im September 1938. Bezeichnenderweise wurde es von einer Pfaffenroterin getragen, die in Karlsruhe lebte, also städtischer Mode frönte. Das Ehepaar Glaser selbst und andere feierten aber auch nach diesem Zeitpunkt noch ihre Hochzeit in der herkömmlichen Kleidung. Während ein Brautkleid heute nur selten nach der Hochzeit noch einmal getragen wird oder wegen seines Schnitts getragen werden kann, hatte das schwarze Kleid den Vorteil, daß es von den Frauen noch oft als Festgewand angelegt werden konnte.

Das Brautpaar ist übrigens, wie damals üblich, vor einer Kulissenwand, die eine Parklandschaft darstellt, im Atelier Höpfner in Ettlingen aufgenommen worden.

Baumeister – Bürgermeister

August Schneider aus Pfaffenrot 13 Jahre Bürgermeister von Gaggenau

Wer von uns denkt heute noch daran, wenn er auf der Schwarzwaldhochstraße von Baden-Baden zum Ruhenstein fährt, daß der Ausbau dieses Teils einer unserer beliebtesten und schönsten Ausflugsstraßen mit auf die Initiative eines Pfaffenroters zurückgeht? Dieser war August Schneider, damals Bürgermeister von Gaggenau und Kreisvorsitzender des Kreises Baden.

August Schneider wurde am 30.3.1879 in Pfaffenrot geboren und stammte aus alteingesessener Familie. Sein Großvater war Strumpfweber und Waldhüter, der Urgroßvater Josef Schneider († 1834) Ortsrichter und Bürgermeister, einer seiner Vorfahren, Johannes Schneider, stiftete mit seiner Frau Katharina Glaser 1735 das Kreuz vor der Wendelinskapelle in Pfaffenrot.



August Schneider besuchte das Staatstechnikum Karlsruhe und schloß das Studium als staatlich geprüfter Baumeister ab. 1900/01 arbeitete er als Bau- und Geschäftsführer in einer Schramberger Firma. 1904 heiratete er Angelika Ida Lenz aus Schöllbronn. Damals war er schon zwei Jahre erzbischöflicher Baumeister und technischer Revisor der Erzdiözese Freiburg. In dieser Eigenschaft, die er bis 1919 innehatte, baute er die katholischen Kirchen in Reilingen, Karlsruhe-Daxlanden und Ketsch und das stattliche Gebäude des Erzbischöflichen Stiftungsrates in Karlsruhe, des heutigen Polizeipräsidiums in der Beiertheimer Allee. Daneben stellte er bereits in seinen jungen Jahren seine besondere Energie unter Beweis als Gründer und Vorsitzender des Badischen Technikerverbandes Karlsruhe (1907-1913), als Vorsitzender oder Vorstandsmitglied dreier weiterer berufsständischer Vereine und nicht zuletzt durch seine ersten kommunalpolitischen Aktivitäten. In den Jahren 1910-1919 war er in Karlsruhe Stadtverordneter, Mitglied von sechs Kommissionen der Stadt und Baurespizient des Stadtrats. Seine Tätigkeiten wurden allerdings durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, an dem Schneider 1915-1918 als Kriegsfreiwilliger in einer pommerschen Einheit an der West- und Ostfront und als Militärbaumeister auf der Insel Oesel im Baltikum teilnahm.

Kurz nach Kriegsende, in einer Zeit also, die von wirtschaftlicher Not und Inflation gekennzeichnet war, wurde August Schneider vierzigjährig im Oktober 1919 zum ersten Berufsbürgermeister Gaggenaus gewählt. Gaggenau war damals noch eine dörfliche Industriegemeinde, und Schneider hatte den Ehrgeiz, daraus eine Stadt zu machen, wozu eine Gemeinde bekanntlich mehr braucht als nur ein hohes Steueraufkommen. Er widmete dieser Aufgabe seine Kraft und seinen Ideenreichtum. Zunächst schuf er 1920 die Grundlagen für bessere Bildungsmöglichkeiten am Ort mit der Eröffnung der Bürgerschule, der späteren Realschule, aus der sich das heutige Gymnasium entwickelte. Schon drei Jahre nach Beginn seiner Amtszeit hatte er ein wesentliches Ziel erreicht: Die Gaggenauer konnten im November 1922 die zwei Monate vorher erfolgte Verleihung der „Eigenschaft einer Stadtgemeinde“ feiern. Von der Vereinigung mit der Nachbargemeinde Ottenau, in der der größte Teil der Daimler-Benz-Werke stand, versprach er sich weitsichtig nicht nur eine Verbesserung der städtischen Finanzkraft, sondern auch eine bessere Entwicklung der lokalen Infrastruktur. Sie scheiterte aber an der Weigerung der Ottenauer und wurde erst 1935 in nationalsozialistischer Zeit vollzogen.

Charakteristisch für Schneiders kommunalpolitisches Geschick ist der Bau der ersten Steinbrücke zwischen den Gaggenauer Ortsteilen über die Murg 1922/23 mitten in der Zeit der großen Inflation. Der Bau verschlang die ungeheure Summe von neun Billionen Mark, die nach Einführung der Rentenmark auf ganze neun Rentenmark zusammenschrumpfte, so daß die Stadt am Ende äußerst günstig davonkam.

Von den zahlreichen Bemühungen und Erfolgen des Bürgermeisters auf den Gebieten des Wohnungsbaus, des städtischen Ausbaus Gaggenaus, der Industrieansiedlung, der Wirtschafts- und Fremdenverkehrsförderung und der Kulturarbeit ausführlich zu berichten, würde hier zu weit führen, ebenso die Aufzählung seiner vielen anderweitigen Ämter und Ehrenämter, die von erstaunlicher Schaffenskraft zeugen.

Zwei Dinge seien lediglich als beispielhaft für soziales und politisches Engagement herausgegriffen: Zum einen der Bau des großzügigen und wohl auch manchem unserer Mitbürger bekannten Waldseebades im Traischbachtal. Es wurde unter Mitwirkung des Kneipparztes Dr. R. Rahner angelegt und zwar — das ist das Besondere — in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit 1929 als Notstandsarbeit und Arbeitsbeschaffung. Zum anderen seine Mitarbeit im Kreisrat des Kreises Baden seit 1922. Die Kreise waren in Baden eine mehrere Bezirksamter umfassende Institution der kommunalen Selbstverwaltung. 1927 bis 1933 stand er als Vorsitzender dem Kreis vor.

Es bleibt nicht aus, daß ein Mann von derartigem Einfluß und reformerischem und umgestaltendem Streben, dazu ein von außen Gekommener in einem Gemeinwesen nicht nur Freunde besitzt. In Gaggenau war es insbesondere die 1926 ins Leben gerufene Kleinbürgerpartei, die 1928 seine Wiederwahl — vergeblich — verhindern wollte. Auch den Nationalsozialisten, die später die Kleinbürgerpartei aufsogen, war der Zentrumsman Schneider nicht genehm. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme Anfang 1933 waren August Schneiders Tage als Bürgermeister gezählt. Er wurde seines Amtes enthoben. Ein gegen ihn angestrebtes Disziplinarverfahren mußte freilich eingestellt werden, er mußte aber „seine“ Stadt verlassen. August Schneider zog sich in seine Heimat Marxzell zurück, wo er das schon früher übernommene Sägewerk und die Marxzeller Mühle besaß, die von seinem ältesten Sohn und zwei Töchtern bewirtschaftet wurden.



Bürgermeister August Schneider durchschneidet als Kreisvorsitzender des Kreises Baden das Band zur Eröffnung der Schwarzwaldhochstraße in Unterstmatt.

Foto: M. Pache, Achern

Gegen Ende seines Lebens trafen ihn harte Schicksalsschläge, denn seine beiden Söhne kehrten nicht mehr von der Ostfront heim. Am 31. Oktober 1947 erlag er im 69. Lebensjahr einer schweren Krankheit. Auf dem Waldfriedhof in Gaggenau, den er 1922 hatte anlegen lassen, fand er in einem Ehrengrab seine letzte Ruhe. Zur Erinnerung an seine Verdienste um die Stadt wurde die Straße zwischen dem Bahnhof und dem Rathaus in Gaggenau nach ihm benannt.

H. John

Spenden für den Heimatverein

In der Zeit vom 9.12. 1984 bis 13.5. 1985 sind Spenden eingegangen von:

Franziska Axtmann, Pfaffenrot;
Franz Ritschka, Pfaffenrot;
Anna Schottmüller, Pfaffenrot;
Franziska Albert, Hockenheim;
Gerhard Dill, Pfaffenrot;
Edwin Melcher, Marxzell;
Gottwald Obreiter, Herne;
Marie Ried, Pfaffenrot;
Frieda Blaich, Karlsruhe;
Prof. Dr. Zink, Pfaffenrot;
Helene Link, Heimertingen;
Bezirkssparkasse Ettlingen;
Rudolf Weiss, Pfaffenrot;
Helene Naber, Weinheim;
Sofie Wagner, Pfaffenrot;
Ingeborg Keindorf, Karlsruhe;
Margret Hagmaier, Gaggenau;
Josef-Gustav Becht, Pfaffenrot;
Hilde Schroeder-Liebaldt, Karlsruhe;
Rudolf Weinmann, Waldbronn-Reichenbach;
Anneliese Sütterlin, Marxzell;
Bernhard Benz, Achern;
Hans und Martha Mümmeler, Neustadt/Weinstraße;
Dr. Joachim Schäfer, Pfaffenrot;
Fritz Fauser, Karlsruhe;
Amalie Reichenbach, Achern;
Lioba und Alfred Tonin, Basel;
Stefan Kohl, Karlsruhe;
Doris Müller, Conweiler;
Walter Meng, Bad Herrenalb.

Allen Spendern gilt unser Dank für die hochherzige Unterstützung!